

Nachdruck verboten.

61

## Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Immer wieder, während Richard unterrichtete, mußte er an die Begegnung mit Kornelie denken. Was wollte Kornelie von ihm? Warum sprach sie ihn an? Warum hatte sie ihn immer deutlich ausgezeichnet vor den Kollegen? War's wirklich wahr, was ihm immer von allen Seiten, offen und versteckt, bald neckend, bald neidisch zugesteckt worden war: daß sie seit Jahren eine stille Liebe für ihn hegte?

„Dummes Zeug!“ sagte er sich. „Was hätte sie an mir? Ich habe ja immer bloß Augen für die Lene gehabt. Und jetzt, wo ich verheiratet bin — Unsinn!“

Während der Frühstückspause ging er wie gewöhnlich mit Kober und Bittrich, seinen nächsten Kollegen, auf dem mächtigen, mit Akazien bepflanzten Schulhof spazieren.

Es war heller Sonnenschein. Von den mit weißen Blütentrauben überschütteten Bäumen drang der feine, süße, ätherische Duft in großen Wogen auf sie ein. Die Luft war warm und würzig. Und die Jugend genoß dies Viertelstündchen Freiheit in allen Schattierungen einer gemäßigten Heiterkeit.

Vierfüßige und geflügelte Gäste hatten sich wie immer eingestellt: ein paar Hunde aus der Nachbarschaft, die sich durch das Gitter zu zwängen verstanden, um sich die abfallenden Brocken zu erbetteln, ein Schwarm Tauben und ein Volk dreißter Spazier.

Manch gutmütiger Junge verfütterte sein halbes Frühstück und sah dann mit knurrendem Magen bis zum Mittag.

Richard ertappte seinen Lieblingsschüler Hans Martin, als er eben seinen letzten Brocken der braungetigerten Dogge in den großen Rachen warf.

Er ging an ihn heran.

„Hast Du noch Vorrat, Jung?“

Hans Martin schüttelte lachend seine dicke Mähne. „Nein, Herr Doktor. Der Kerl hat ja heut nen wahren Wolfshunger. Da, sehen Sie, er ist noch nicht satt.“

Die Dogge stand, mit dem kurzen Schweif wedelnd, die Doppelnase begehrlisch emporgerickt, vor ihrem Freunde. Na, wird's nun bald? fragten die runden, klugen Augen.

Richard Volkmar brach sein Frühstück durch und bot Martin die Hälfte. „Da nimm. Aber gib's nicht wieder dem Köter.“

Hans Martin sah ihn einen Augenblick an, als begriffe er nicht. Dann aber schoß ihm das Blut ins Gesicht. „Herr Doktor — ich — ich werde doch nicht — ich — nein, ich danke —“

Eine Verklärung lag auf den jünglingshaften Zügen, eine schamhafte, feisch-stolze Befangenheit. Nie glaubte Richard, auf einem menschlichen Antlitz einen Ausdruck reinerer Liebe gesehen zu haben. Ihm selber schwoß das Herz.

„Nimm nur, Jung!“ sagte er kurz. „Zum Knack! Zier Dich nicht wie 'n Badsch! — Ich hab' genug. Laß Dir's schmecken.“

Er drehte sich kurz und energisch um und ließ Hans Martin mit seiner Semmel stehen.

Als er nach einer Weile zufällig die Blicke wieder nach der Richtung wandte, sah er Hans Martin ganz allein an einen Baum gelehnt und so andächtig in das Butterbrot beißen, als sei es vom Himmel herabgefallene Manna.

„Hören Sie mal, Kollege.“ meinte Kober, der die kleine Scene mit angesehen hatte, „alles was recht ist — aber Sie verwöhnen die Bengels.“

Er hatte eine Art, sein langes, graues Gesicht mit den immer thränenden Augen in die Falten tiefer sittlicher Enttäuschung zu legen, die ihm den Beinamen Jeremias verschafft hatte.

Seine Stimme kam dabei wie aus einem Keller hervor.

„Wo bleibt da die Disciplin?“ fuhr er in Grabestönen fort.

„Ja, wo bleibt die Disciplin?“ sagte keck und schnauzig Bittrichs scharfer Tenor ein. „Sie verwöhnen die Bengels, und wir müssen ausbaden!“

„Na, na,“ war alles, was Richard Volkmar darauf er-

widerte. Er lächelte. Immer noch dachte er an das glückliche Gesicht Hans Martins.

Habt ihr's denn zu stande gebracht mit eurer Strenge und Launenhaftigkeit, eurer Pedanterie, eurem Formelkram, euch ein junges Herz zu gewinnen? dachte er stolz und zufrieden.

Er wußte noch selber, wie er die meisten seiner Lehrer wie seine Feinde gehabt hatte. Es war ihm ein Spaß gewesen, sich durch kleine Bosheiten und schadenfrohe Streiche an ihnen zu rächen.

„Ueberhaupt, wissen Sie, Kollege,“ begann „Jeremias“ wieder im Tone schmerzlichen Vorwurfs, „Sie haben da allerhand Neuerungen eingerichtet. Spiele und Sport und daß Sie mit der ganzen Klasse Wettschwimmen veranstalten und Dauerläufe — und überhaupt — Ihre ganze freie Zeit schlagen Sie mit solchen überflüssigen Sachen tot —“

„Das muß ich nun auch sagen.“ schriele der kleine, dicke Bittrich choleric dazwischen, „angenehm kann das Ihnen Kollegen durchaus nicht sein. Mich wundert bloß, daß der „Alte“ — er liebt's doch sonst nicht, daß einer allzu selbständig vorgeht. Nergeln und krickeln thut er zwar genug — aber er läßt Sie doch machen. Guckt zu, als wollte er im nächsten Augenblick losspringen, — und verlangt nachher von uns das selbe. Proste Mahlzeit! Nicht eine Minute übers Pensum! Man ist nicht bloß Schulmeister, man ist auch Mensch.“

„Man ist auch Vater,“ sagte Kober vorwurfsvoll.

„Achsfacher fogar!“ trompete Bittrich, aggressiv lachend.

„Und es ist noch nicht aller Tage Abend —“

Der reiche Kindersegen Kobers, des armen Schwägers, war dem vermögenden Bittrich, der eine ältere, kränkliche Frau geheiratet hatte — wie man sich in die Ohren flüsterter: durch die Zeitung — stets ein Gegenstand des Spottes.

„Na — Sie!“ Kober drehte dem frechen Kollegen, mit dem er immer im Kampf lag, verächtlich den Rücken. — „Sehen Sie mal, Kollege,“ wandte er sich wieder vorwurfsvoll an Volkmar, „ich brauche mein bißchen Zeit doch notwendig für meine Bibliographie. Ich könnte ja unmöglich — wer bezahlt's einem denn?“

So redeten sie beide auf ihn ein, höchst bedenklich über das Beispiel, das er gab, und aus allen Reden Klang's hervor, daß sie ihn für einen ehrgeizigen Streber hielten.

Er schwieg dazu. Wenn ihr wüßtet, dachte er, warum ich mehr thue, als die Pflicht mir vorschreibt!

Es war doch ein dunkles Gefühl in ihm — wie er meinte, ein Rest anergogener, engherziger Begriffe —, das ihn trieb, herzugeben, was er an Kraft in sich hatte, um die Gesellschaft, in deren Dienst er stand, die ihm Lohn und Brot gab, zu versöhnen. Dann horchte Volkmar plötzlich auf. Ein Frauenname schlug wie eine Wecklocke in seine Versunkenheit hinein. „Schnappt noch mal über, die „heilige Kornelie“,“ trompetete Bittrich in seinem Unfehlbarkeitston.

Kober schwoß auf. „Hören Sie mal, das ist denn doch —“

„H! War ja schon immer exaktiert — Kirche, Bettstudenlaufen! — Und nu plötzlich: „wertthätige Liebe“ — Suppentüchen, Glückkränzchen. Ja, was denken Sie? Gestern schleppt sie meine Frau mit — Kabache — Spedstrafe — drei Kinder Masern —! Und ich habe die Masern noch nicht gehabt!“

„Vor Kinderkrankheiten müssen Sie sich freilich besonders hüten,“ spottete Kober anzüglich.

Bittrich lachte. Mit einem Seitenblick auf Volkmar meinte er ironisch: „Weiber! Ohne „Liebsten“ kommen sie nun mal nicht aus. Ist's mit dem irdischen vorbeigelungen, sehen sie sich nach dem Himmelsbräutigam um.“

Kober, rot vor Zorn wie ein Puter, wollte eben in höchster Entrüstung losschultern, da stieß ihn Bittrich leise an. „Hst! Horstmann!“

Eine Gruppe von älteren Herren begegnete ihnen. Ein feiner, schöner Mann mit weißen Haaren und idealem Ausdruck, Professor Horstmann, rief Volkmar an: „Einen Augenblick, Kollege!“

Er hatte mit ihm über sein Steckpferd, Volksbildung, zu reden. Richard sollte einen Vortrag übernehmen.

Alle blieben stehen, und im Augenblick waren sie in Ver-einsangelegenheiten verwickelt. Jeder dieser Männer war er-

füßt von irgend einer humanitären Aufgabe. Selbst Wittrich, der Egoist, agitierte leidenschaftlich für das Deutschtum. Er war „national“ bis in die Knochen, ein Fanatiker, dem alle andern Völker ein Gemisch von Gaunern, Kretins und Lumpen bedeuten.

Richard schwoll das Herz. Wie viel Güte, Großmut, Menschenliebe und Idealismus steckt doch in unsrem Volk, dachte er. Wie ein heißer Quell strömt unter der harten Kruste von Schablone, Konvention, Kastengeist. Diese guten Menschen alle — würden sie Dich verdammen, im Stich lassen, zu Grunde gehen lassen, wenn Dein armes Geheimnis an den Tag käme?

Da sagte Professor Horstmann freundlich: „Warum unter schlagen Sie uns eigentlich Ihre Frau, Kollege?“

Richard fühlte eine glühende Röte in sein Gesicht steigen. Er drückte die zarte schmale Hand des verehrten Mannes: „Verzeihen Sie, Herr Professor — später — wenn Sie gestatten.“

„Wir werden uns jederzeit freuen, meine Frau und ich,“ sagte Horstmann, an seiner goldenen Brille rügend. —

Richard lebte sich in eine immer größere Ruhe und Sicherheit ein. War denn nicht alles in schönster Ordnung? Was sollte denn anders sein?

Daheim sein junges Weib, sein kleines, bescheidenes Hauswesen in seiner musterhaften Ordnung und Harmonie. Immer eine Kleinigkeit, die an Luxus und Ueberschuß erinnerte und doch mit so wenigem zu beschaffen war: ein paar Blumen aus dem Garten, zu Pfingsten Birkenzweige in allen Ecken. Dann ein Frühlingsgericht nach dem andern, die ersten Stachelbeeren, die ersten Spargel und Erdbeeren. Junge Möhren und zarte Erbsen fehlten auf dem zierlich gedeckten Tische nicht. Die Steigenberg hatte nicht zu viel gefagt: frisch vom Erdboden oder Strauch weg, und spottbillig hatten sie alles.

Zuerst war dem jungen Ehemann sein Glück noch so lustschloßartig vorgekommen, daß er eines Morgens zu erwachen fürchtete wie der unverschämte Fischer des Märchens in seiner verfallenen Hütte.

Allmählich aber wurde das alles so wohlthuend wirklich — so, als wärs nie anders gewesen und könne nie anders sein. Mit den unsichtbaren Fäden der Gewohnheit spann es ihn fest. Kaum wußte er noch etwas davon, daß nicht alles nach der Regel zugegangen war. Er trat ja niemand zu nahe mit seinem verkehrten Glück. Niemand drängte er seine Frau auf. Er kam mit seinem kleinen Gehalt aus — dank Lenens Anspruchslosigkeit und ihrem ökonomischen Genie — und verlangte nichts von der Gesellschaft, als daß sie ihn in Frieden ließe.

Und sie hatte sich — nach langem Wandern, Kopfzerbrechen, Lächeln und Schwaben — darein gefunden, die junge Frau Doktor Volkmar als eine Art Mythos zu betrachten. Niemals hatte sich Richard mit ihr gezeigt, nie erwähnte er ihrer.

Jedenfalls war sie nicht präsentabel. Er schämte sich ihrer. Ein Landgänschen, ohne Bildung und Manieren. Lieber Gott — was ist so einem Harznestchen groß geworden ist!

Wahrscheinlich noch so eine alte Studentenflamme, die sich an ihn gehängt und ihn bei seinem Wort festgehalten hatte.

Er that vielen Leid, manche machten sich im geheimen über ihn lustig. Besonders Wittrich kam über diese „kolossale Dummheit“ des ansehnlichen Kollegen, der eine Kornelie Urban laufen ließ und sich mit einem armen Landpomeranzchen behing, gar nicht fort.

Richard wußte das alles. Er war Menschenkenner genug. Aber er ließ es sich nicht kümmern. Er ging ganz auf in seinem Beruf.

Seine Schüler hatten zuerst gemerkt, daß er so sacht wieder der alte wurde, der beliebteste Lehrer der Anstalt.

Die nervöse Reizbarkeit der letzten Zeit und das zornige Auffahren über ein Versehen hatte er sich ganz abgewöhnt. Er vertrug jetzt auch wieder einen Witz der Zungen und spaßte selbst mit ihnen. Wie ein Bruder oder älterer Freund war er, voll Verständnis und Güte.

Die Eskorte, die ihn immer auf dem Heimweg zu begleiten pflegte und sich um die Ehre, ihm die Bücher zu tragen, fast die Köpfe blutig schlug, wurde täglich größer.

Zu früher aber begleiteten sie ihn bis an sein Haus, gingen wohl auch mit hinauf, wenn er ihnen etwas zeigen oder erklären wollte.

(7910) Kunstschloß

## Auf dem Wege.

Von P. J. Hörning.

Mehrere Wochen hatte ich in Old Idria Camp gearbeitet, von wo ein Schienengeleise nach Jugomar, einer Station der Süd-Pacific-Bahn, gebaut wurde. Mir wurde der Aufenthalt hier verleidet. Dabei sah ich oben von der Adler Spitze ganz fern im Westen das Meer winken und blinken. Kam der Wind von dort herüber, so konnte ich das Salzwasser förmlich riechen. Die Sehnsucht nach der Küste beschleunigte meine Abreise, ich schnürte meinen Koffer, lud meinen Revolver und schlug den Weg nach San Francisco ein.

Bis San Jose hatte ich 30 englische Meilen. Mit etwas Glück konnte ich den Weg in drei Tagereisen zurücklegen. Er führte durch den Wald. Vom Camp aus hatte man ihn mir auf das genaueste bezeichnet. Die erste Hälfte des Weges zeigte Spuren der Maultiere, die den Proviant nach dem Camp hinaufbrachten, und später sollte ich dem Laufe des Mill-Flusses folgen.

Ich war bei allerbesten Laune. Hoher Himmel mit einer so reinen und klaren Frühlingsluft, wie man sie nur in Kalifornien findet, Vogelgezwitscher in den Baumkronen und Blumen Duft auf den Feldern. Die Vienen summten, die Schwarzamsel flöte und kleine, niedliche Eichelhähen saßen erdrossen von Zweig zu Zweig oder blieben vor Angst still sitzen und starrten mich an.

Als der Abend sich niederbentete, zündete ich auf einer Waldlichtung ein Feuer an und schritt zu meiner Mahlzeit, hüllte meine Beine in eine Decke und zog meinen Rock über den Kopf. So schlief ich fest und ruhig bis zum nächsten Morgen.

Am nächsten Tage war die Spur der Maultiere weniger deutlich. Der Wald wurde dichter, und die Paktiere, die immer lose gehen, hatten sich, um besser durchkommen zu können, weiter von einander entfernt.

Am Nachmittag sah ich vor mir im Walde eine Richtung und verdoppelte meine Schritte, da ich glaubte, daß ich jetzt den Mill-Fluß erreicht hätte.

Ich bog das Gebüsch auseinander und trat auf den freien Platz hinaus, machte aber in demselben Augenblicke wieder kehrt. Denn vor mir hatte ich eine Bärin erblickt, die sich mit ihren Zungen nach Herzlust tummelte. Ich griff zum Revolver, steckte ihn aber sofort wieder ein, weil es mir, schlecht bewaffnet wie ich war, doch ratzamer erschien, mich mit der Bestie nicht weiter einzulassen. Deshalb mußte ich einen langen Umweg machen, der Bär hatte mich scheinbar nicht bemerkt, denn ich habe von ihm nichts wieder gesehen. Das Schlimme war aber, daß ich hierbei die Maultierespur verlor. Ich suchte sie mehrere Stunden vergebens und beschloß in nordwestlicher Richtung weiter zu gehen, da ich auf diese Weise schließlich den Mill-Fluß erreichen mußte. Einen Kompaß hatte ich nicht bei mir. Ich mußte mich deshalb nach der Sonne richten.

Vor Sonnenuntergang erreichte ich einen kleinen Bach und schlug hier mein Nachtlager auf. Ich schnallte die Decke auseinander, in die ich den Proviant gewickelt hatte, entdeckte aber zu meinem Schrecken, daß alles, was ich befaß, etwas getrocknetes Obst war. Das übrige hatte ich dort, wo ich zu Mittag speiste, liegen gelassen.

Wie ich tiefertraurig über meinen Verlust in Gedanken versunken dasaß, hörte ich plötzlich unten im Walde in der Richtung des Baches einen Schuß und kurz darauf einen zweiten. Es waren also Menschen in der Nähe, und in meiner verzweifeltsten Lage war es mir gleichgültig, wer es sein mochte. Ich packte meine Sache zusammen und eilte in die Richtung, aus der ich die Schüsse gehört hatte.

Nach einem viertelstündlichen Marsche kam ich an eine Lichtung, und mitten auf dem Plage sahen und lagen etwa fünfzig Männer um ein großes Lagerfeuer. Es waren italienische Arbeiter, die sich auf dem Wege nach Old Idria Camp befanden, wo ein Tunnel gebaut werden sollte. Ich bat sie um etwas Proviant und um Auskunft über den Weg nach der Küste.

Die Italiener kamen von Milpitas, einer Station, die noch näher an St. Francisco als San Jose lag, und der Weg dahin war auch leichter und besser zu finden. Ich war im Laufe des Nachmittags zu weit nördlich marschiert. Auch mit Proviant waren sie bereit mir zu helfen. Außer einigen Vögeln, die sie unterwegs geschossen hatten, bestand ihr Vorrat aber nur in etwas Reis.

Während ich ihnen von dem Camp erzählte und wir dabei unsere Cigaretten rauchten, hörten wir plötzlich aus dem Walde einen wilden Lärm.

Ein schwer bepäcktes Maultier brach aus dem Gebüsch heraus, dann kam ein zweites, drittes, ihnen folgten zwei Reiter und wieder einige Maultiere mit vollem aus Rufen und Säcken bestehenden Gepäck.

„Wohin geht die Reise?“ fragte Lorenzo, der Führer der Italiener.

„Nach Old Idria Camp.“

„Was habt Ihr bei Euch?“

„Proviant!“

Lorenzo hatte sich den Reitern genähert. Sie waren wie Cowboys gekleidet, mit Karabiner und Revolver bewaffnet und beide Personen mit Patronen beinahe überladen.

Die Italiener baten sie, ihnen für einige Tage Proviant zu überlassen und erzählten ihnen, daß sie sich gleichfalls auf dem Wege nach Old Idria Camp befänden. Sobald sie ihre Arbeit dort aufgenommen hätten, würden sie den Proviant bezahlen.

Die beiden Cohnhohs weigerten sich aber auf das Bestimmteste, etwas von ihrem Proviant auszuliefern, da sie für diesen persönlich haftbar seien.

Lorenzo hatte seinen Leuten aber bereits einen Wink gegeben, und plötzlich zeigten sechs Büchsenläufe auf die beiden Meister, und Lorenzo kommandierte „Hände hoch!“

Die Lasttiere wurden an das Lagerfeuer getrieben und hier befreite man sie von allem, was man gebrauchen konnte: Fleisch, Tomaten und Reis. Lorenzo gab den Führern eine Duntung und entließ sie.

Nach diesem kleinen, eßt amerikanischen Erlebnis begaben wir uns zur Ruhe.

Am nächsten Morgen nahm ich von den Italienern Abschied, dankte Lorenzo für seine Gastfreundschaft und setzte meine Wanderung fort.

Gegen Abend erreichte ich die Bahnlinie, dort traf ich aber auf Wald und wieder Wald, und es war mir nicht klar, ob ich mich nördlich oder südlich von Milpitas befand. Ich beschloß am nächsten Morgen, mich nördlich zu halten.

Der Schienenweg sagte mir, daß ich in der Nähe von Kultur war. Dieser Umstand hob den Humor. Ich hatte abgelacht und lag, meine Pfeife rauchend, am Feuer, um mich der Mosquitos zu erwehren.

Ich hatte erst wenige Minuten gelegen, als ich das Laub rascheln hörte, und zwei Männer sich mir näherten.

„Hallo, Kamerad! Wohin geht die Reise?“  
„Sie sahen mir höchst bedenklich aus.“

Ich erzählte, woher ich kam und wohin ich wollte, und deutete ihnen an, daß es sich für sie nicht der Mühe lohnen würde, mich auszuplündern.

Sie erzählten, daß ich mich sechs englische Meilen nördlich von Milpitas befände, wohin sie selbst gingen, und schlugen mir vor, daß wir am nächsten Morgen gemeinsam unsere Reise fortsetzen sollten.

Als wir eine Weile zusammen geplaudert hatten, sagte der eine: „Hör' einmal, Kamerad, falls Du nach San Francisco willst, so kommst Du heute Abend noch dort sein.“

„Wie soll ich das anfangen?“ fragte ich.

„In einer Stunde kommt hier ein Zug vorbei, und hast Du nur 80 Cents zu einem Fahrchein, so nimm einfach ein hellbrennendes Holzstück und eile damit auf dem Bahndamm dem Zuge entgegen. Dann wird er unbedingt halten.“

Ich war ihm für den guten Rat dankbar und dachte bei mir, daß ich mich in den beiden doch wohl geirrt hätte.

Als wir das Klackeln des Zuges durch den Wald hörten, nahm ich aus unserm Lagerfeuer ein hellbrennendes Stück Holz und trat mit ihm auf den Bahndamm, wo ich es heftig hin- und herschwante.

Nützlich. Der Zug gab ein Signal und bremste und kurz vor mir kam die Lokomotive zum Stehen.

„Was giebt's?“ fragte der Zugführer.

„Ich möchte gern nach San Francisco,“ antwortete ich.

„Was heißt das?“, brüllte der Zugführer. „Glaubst Du, daß wir hier auf der Strecke vor jedem Tramp\*) halten, der nach San Francisco will. Von Rechts wegen hättest Du verdient, daß ich Dir eine Kugel durch den Leib jagte,“ dabei zog er den Revolver und zielte auf mich, doch nur kurze Zeit. Dann senkte er ihn wieder, um mich mit Ausdrücken zu überschütten, wie man sie nur selten zu hören bekommt. Ich sah ein, daß aus der San Francisco-Fahrt nichts wurde und zog mich vorsichtig zurück.

Der Zugführer gab das Abfahrtsignal und der Zug setzte sich in Bewegung.

Auf den hintersten Puffern saßen aber zwei mir wohlbekannte Gestalten, die mir freundlich grinsend zuwinkten.

## Kleines feuilleton.

Der Banmeister. Monatshefte für Architektur und Bau Praxis. Technischer Leiter: Hermann Schütte, Hildesheim, Schriftsteller: F. v. Wiedermann, Berlin, Verleger: Bruno Heßling, Berlin. Pro Heft 10 Tafeln, 12 Seiten illustrierter Text. Preis 2 M. — Die Ankündigung dieser neuen Architekturzeitschrift, deren erstes und im voraus bemerkt, gutes Heft im Oktober erschienen ist, besagt, daß der Hauptwert auf die Wiedergabe sorgfältig bearbeiteter geometrischer Wertzeichnungen von Fassaden, Grundrissen, Schnitten, Konstruktions und Einzelheiten von bedeutenden Bauten, sowohl der Jetztzeit wie der Vergangenheit gelegt werden soll. Wohl gemerkt: Wertzeichnungen, nicht photographische Aufnahmen werden gegeben.

Ist dies Verfahren völlig berechtigt? Die Ankündigung hebt hervor, daß, begünstigt durch die Vervollkommnung des Lichtdrucks, übergemüß Veröffentlichungen photographischer Bauaufnahmen erscheinen, jedoch an Veröffentlichungen von Zeichnungen, welche ohne alles Beiwerk klipp und klar die Baugedanken zeigen und daher bessere Lehrmeister sein können, ein Mangel herrsche. Wäre es denn nicht möglich, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen

\*) Landstreicher.

und so eine ideale Zeitschrift zu schaffen? Eine kleine photographische Wiedergabe — vielleicht im Text bloß — des durch die Zeichnung dargestellten Bauwerks würde genügen, um dem, der lernen will, eine lückenlose Anschauung zu verschaffen. Da ist z. B. im ersten Heft die Hannoverische Paul von C. Wörgemann in Hannover dargestellt. Kein Mensch, selbst der geschulte Architekt nicht, kann aus der geometrischen und noch dazu schattenlosen Zeichnung erkennen, wie eigentlich in Wirklichkeit der obere Abschluß des Hauptportals beschaffen ist. Und doch wäre völlige Klarheit über diesen neuartigen und außerordentlich reizvollen Bauteil sehr erwünscht. Die in der Zeichnung als gradflächige Füllung oder als Ballustrade unter den Fenstern des ersten Stockwerks wirkende Stelle, besteht in Wahrheit aus zwei im Bogen herausgebauten Balkonen, welche über der Mitte des Hauptportals einander treffen. Noch viel weniger kann man aus derselben Zeichnung, da sie alle Teile genau von vorne, ohne jede Seitenansicht darstellt, zu der richtigen Vorstellung gelangen, daß der ganze Portalbau wohl einen Meter vor das übrige Gebäude vorspringt. Dies zu wissen, ist aber doch sehr wesentlich zum Verständnis! Kurz — eine perspektivische Ansicht ist kaum entbehrlich.

Bei den beiden von Hermann Schütte gezeichneten Blättern alter Hildesheimer Holzarchitekturen stellt sich trotz der trefflichen Darstellung ferner der Wunsch heraus, daß diese gewünschte Perspektive durch das photographische Verfahren bewirkt werde; damit die Farbenwirkung, so gut wie es ohne die ersehnte farbige Photographie angeht, wiedergegeben wird. Das braune Holz des Fachwerkes am Knochenbauer Amtshause, die farbenstrotzende Bemalung der Schnitzereien und der Windbretter zwischen den Holzkonsole, das Rot der Ziegelsteinnischen in den Balkenfächern, die Augen des Hauses, die Fenster, welche alles erst beleben, das möchte man — wenigstens im Farbenwert zu einander — lernen lernen. Und noch aus einem andern Grunde ist die Arbeit der photographischen Kamera wünschenswert. Selbst bei den bedeutendsten Baukünstlern, welche li. bevolll die Wertzeichnung bis in die geringste Einzelheit durchzeichnen oder durchzeichnen lassen, wird es sich ereignen, daß sie während der langen Bauzeit Änderungen oder Verbesserungen vornehmen, deren Willen aber nicht ganz neue Wertzeichnungen angefertigt werden. Eine beigegebene Photographie würde uns aber diese Änderungen, welche oft den tiefsten Einblick in das Schaffen des Baukünstlers gewähren, getreu wiedergeben.

Also noch einmal: Wertzeichnung und Photographie!

Es soll nun aber durchaus nicht gesagt sein, daß „Der Baumeister“ so wie er ist, keine durchaus gesunde und lebensfähige Zeitschrift darstellt, vorausgesetzt, daß die Leitung auch fernerhin versteht, einen solchen Inhalt wie den des Heftes Nr. 1 zu bringen. Heft Nr. 1 zeigt neben den schon erwähnten Arbeiten, noch Werke von drei der Größten, deren sich jetzt Deutschlands Baukunst rühmt, von Gabriel von Seidl, Ludwig Hoffmann, Alfred Messel. Ist es Abicht oder Zufall, diese drei Künstler zusammenzustellen, deren Geist einander nah verwandt ist, deren Kunst, selbstschöpferisch, sich doch auf die der Vergangenheit aufbaut? Aber nicht nur ihrer Kunst, der alten, im besten Sinne alten, soll in der Zeitschrift ein Heim gegründet sein, auch die neue — anarchische, wie sich Fernand Symons, Brüssel, in seinem in der Zeitbeilage veröffentlichten Aufsatz „Die neue Baukunst in Belgien“ ausdrückt — soll eine Stätte haben. Und auch das ist gut. Vielleicht lernt hier mancher, der sich kalt und nichtachtend „den Modernen“ gegenüber stellt, ihr ernstes Ringen nach neuen Formen verstehen und versucht vielleicht selbst einmal ihren dornenreichen Weg zu gehen.

Heinrich Vorhard.

## Theater.

Schiller-Theater N. „Ester“ von Grillparzer. Zwei Eisen in Feuer, Lustspiel in 3 Akten frei nach Calderon von Friedrich Adler. — Das Ester-Fragment Grillparzers ging ziemlich eindrucklos vorüber und das lag, wie mir schien, nicht nur am Spiele, das hier stellenweise allerdings recht viel zu wünschen übrig ließ. Die Fambensprache fließt gar arg ins Breite, die Hölingsfigur des greisen Haman, der in dem ersten Auftritt die Führung hat, erinnert allzu deutlich an das Urbild Pölonius, und in dem Monolog des Königs stecht viel lauttraffender Theaterpomp. Erst in der letzten Scene, bei der Begegnung zwischen Ester und dem König, erklingen wärmere und wahrere Töne, spürt sich eine Art psychologischer Neugierde an. Aber da fällt auch schon der Vorhang. Max Montor gab den König, Hedwig Paulh, als auswärtiger Gast, die Judith.

Viel freier als in dem altbüblichen Kostüm bewegten sich die beiden in der Mantel- und Gegenkomödie Calderons. Die edle Dreistigkeit und unverkämte Galanterie des blaublütigen Madrider Pflasterretters stand Herrn Montor ausgezeichnet zu Gesicht, und Frä. Paulh war eine liebenswürdige, fein-graziöse Donna, der man die Huldigungen ihrer Verehrer gern glaubte. Sonst wären aus der sehr gelungenen frischen Aufführung noch Paul Paschen, dessen Länge der Komik eines äußerst dummen Dou sehr glücklich zu statten kam, und vor allem Herr Schamasow zu nennen, der mit jeder, geradezugreifender Poffenlaune, aber darum doch auch ganz typisch in dem Geiste dieser alten Komödien, den löpischen, dumm-pfifigen und ewig ehberiten Laleien spielte. Seine derben Späße wirkten, wenn das Interesse an dem allzu ermunternder Rippenstoß. Unwillkürlich fuhr man in die Höhe. „Die zwei Eisen“, die jener unverkämte Dou Diego in Feuer

hat, sind zwei schöne und hochwohlgeborene Damen: Donna Beata und Donna Clara. Die eine hat er als Don Diego, die andre als Don Dionys erfolgreich in Arbeit genommen. Die eine Donna stellt der andern Dionys als ihren Liebhaber vor, indem die andre dann mit Schreden Don Diego den Mann ihres Herzens erkennt. Nicht amüsant ist die kolossale Frechheit, mit der der eine Don den andern verleugnete. Schließlich kommt doch die Wahrheit an den Tag. Der Doppelmännige Don Juan zieht lachend ab und jede Donna fliegt einem ihrer früheren, wahrhaft treuen Courtmacher in die Arme. Es sind fein-ironische Züge, die noch heute erfreuen, in der Komödie, die Reimverje des Bearbeiters klingen munter und frisch, aber für volle drei Akte hält die Spannung nicht an. —

-dt.

— Die Wahrheit über die Besucher der Berliner Premieren ist diese: Sehr viele Reporterstatter, meist mit ihren Frauen; noch mehr Bankiers und Kaufleute aus den mittleren Schichten und eine kleine Zahl von Personen der verschiedensten Stände, die am Tage nicht viel zu thun haben und sich abends die harmlose Aufregung einer ersten Aufführung verschaffen wollen. Es ist einfach nicht wahr, daß das Publikum der Berliner Premieren eine Vereinigung des feinsten Geschmacks und der höchsten Bildung auch nur dieser Stadt darstellt, was aber nicht hindert, daß es sich selbst und daß die Presse es als *Lout-Vorlin* bezeichnet. Lieht man die berufs-nähigen Kritiker ab, so darf man behaupten: der durchschnittliche Höhenstand der Bildung der Zuschauer ist in der zweiten und in jeder folgenden Aufführung bedeutender als in den so heiß begehrten Erstaufführungen vor einem angeblichen *Lout-Vorlin*. Das Wunderbarste aber hierbei bleibt, daß trotzdem das Urteil des Publikums der ersten Aufführungen fast ausnahmslos durch das spätere Schicksal der Stücke bestätigt wird. —

### Erziehung und Unterricht.

ok. Der Sinn für Humor bei Kindern. Das Kapitel vom Humor der Kinder hat von jeher einen außerordentlichen Reiz für den psychologischen Beobachter gehabt, und man wird nicht müde, immer neue Beiträge beizubringen. Eine originelle Methode, dem Thema gleichsam experimentell beizukommen, haben in letzter Zeit eine Anzahl Lehrer in einer großen amerikanischen Stadt versucht. Um zu erkennen, welche Gelegenheiten bei Kindern Heiterkeit erwecken und was Kinder für humoristisch halten, wurde in den Unterjahren der öffentlichen Schulen eine Woche nach den Ferien den Schülern folgendes Aufsatzthema gegeben: „Beschreibt den besten Scherz, den ihr während der Ferien gehört habt.“ Man hoffte, so den mit der Schule verbundenen Spaß zu vermeiden und mehr individuelle Ergebnisse zu erhalten. Die mehr als 700 Aufsätze waren von Kindern von 8—15 Jahren geschrieben. Die Mehrzahl der Kinder gehörten dem Mittelstand an. Die Aufsätze wurden nach Altersstufen und Geschlechtern gesondert. Es ergaben sich nur mit fortschreitendem Alter bezeichnende Unterschiede. Die achtjährigen beschrieben ausnahmslos eine Handlung, an der sie als Beobachter oder Spasmacher persönlich teilgenommen hatten, und diese schlossen alle eine Vorstellung des Unbehagens für einen andern ein. Ein Kamerad war gestolpert, oder er wurde in einen Wassertrog gestoßen, von einer Salblauge erschreckt, mit einem heißen Löffel verbrannt, mit Schwärmern beschossen, gezwickt oder sonst wie erschreckt. Ein Knabe schrieb: „Der beste Spaß, den ich sah, war, wie ein grauer Bär sich hinsetzte und heulte, als die Leute sich um seinen Käfig drängten.“ Klopfen an Fenster und Türen aus einer gewissen Entfernung und Spuk waren die mildesten Formen ihres Spases. Die Antworten scheinen thätig die Theorie zu bestätigen, daß das Individuum die Kulturepochen der Rasse durchmacht; diese achtjährigen Kinder waren im Zustand der ursprünglichen Wildheit. Die Neunjährigen beschrieben auch Handlungen; aber sie zeigten mehr Planmäßiges bei dem Spaß, wie z. B. Salz in die Zuckerschale thun. Ein kleines Mädchen schrieb: „Mein Vater liebt sehr Hühnchen. Eines Tages schnitt ich ein Bild aus und legte es unter das Aufricht im Geflügelhof. Dann sagte ich Papa, ich hätte ein so zahmes Hühnchen, daß ich es aufnehmen konnte. Als er nun deshalb auf den Hof kam, nahm ich es hervor.“

In der Regel erzählen Knaben einen Streich, den sie jemand gespielt haben; dagegen erzählen Mädchen oft, daß sie selbst gesoppt wurden. Eine schrieb: „Ein Mädchen brachte mir eine Rose mit einer Nadel darin und ließ mich riechen, und ich stach meine Nase.“ Dann kommt das „Anführen“ durch Lügen, wie: „Ich sagte meiner Mutter, eine Spinne wäre auf ihrer Schulter; sie sprang auf und schrie, und es war keine da.“ Ein Junge schrieb: „Ich fragte meinen Papa, ob er Späße kenne, und er sagte nein, und ich sagte, ich will Dir einen erzählen; ich sagte, ich weiß, wo Du jenen Schlips hast, und er sagte wo? und ich sagte um den Hals.“ Aber 70 Proz. der Scherze handeln noch von persönlichem Unbehagen. Bei Zehnjährigen erreicht das „Anführen“ schon einen höheren Prozentsatz. Die Knaben würdigen mehr einen Scherz auf ihre eignen Kosten. In dem Alter lesen sie schon gut, sie beginnen Verständnis zu zeigen für den Humor der Erwachsenen, und die Scherze in der Zeitung entgehen ihnen nicht. Wenn sie nach einem Scherz gefragt werden, sagen sie oft etwas, wovon sie glauben es würde Erwachsenen Spaß machen. So schreibt ein Mädchen wahrscheinlich

Verantwortlicher Redakteur: Carl Leis in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

unter dem Einfluß dessen, was ihre Eltern würdigten: „Papa brachte einen neuen Bleistift mit und sagte, er würde jede beliebige Farbe schreiben. Mama jagte ihm, er solle blau schreiben, und er schrieb das Wort blau.“ Bei den elfjährigen Kindern ist die Handlung oft origineller und ohne ein Element des Vergers. So schrieb z. B. ein Mädchen: „Den besten Spaß spielte ich Tante Olive; ich steckte eine Spule weißes Garn in meine Tasche, nahm eine Nadel und zog es zweimal durch meinen Mantel und ließ das Ende wie Festsäden herabhängen, und Tante Olive zog an dem Faden so lange, bis ich die Spule herausnahm und sie ihr zeigte.“ Der unerwartete Schluß erweckt oft die Lachlust der Kinder. Viele Knaben führen auch mehr geistige statt körperliche Tricks an, einige bringen Rätsel und arithmetische Kniffe. Auch die wachsende Vertrautheit mit geschichtlichen Helden zeigt sich in folgenden Beispielen von Knaben: „Ich sagte zu einem Knaben, weißt Du nicht, wer starb, und er sagte nein, und ich sagte, George Washington starb.“ „Als Lincoln in die Schule kam, hatte er schmutzige Hände, und die Lehrerin sagte, wenn er eine schmutzigere Hand in der Klasse finden könnte, würde sie ihn nicht bestrafen, und er hielt seine andre Hand hin und wurde nicht bestraft.“ Vom zwölften Jahr an giebt ein zunehmender Prozentsatz der Kinder den Gedanken auf, daß das eigne Selbst in dem Scherz nötig wäre. Mädchen führen häufiger als Knaben den Humor Erwachsener an, was wahrscheinlich der Erziehung zuzuschreiben ist. Mädchen werden häufiger zu früh gedrillt, „Damen zu sein“; sie verlieren ihre natürlichen Instinkte und die Zuchtlosigkeit und werden nun von den Brüdern geneckt. Während diese vorher ihrem eignen Geschlecht einen Streich spielen, erschrecken sie jetzt die Mädchen und jagen sie lächerlich zu machen. Die von den Knaben beschriebenen Scenen ähneln oft den größeren Wildern in den Wikblättern. So schreibt ein Knabe: „Ich war am Strande und sah einige Damen baden. Eine Dame war dick und klein. Eine große Welle warf sie nieder, als ob sie ertrinken würde. Als sie wieder aufkam, konnte sie vor Schreck kaum gehen.“ Wenn die Kinder das fünfzehnte Jahr erreicht haben, gleicht ihr Sinn für Humor dem der Erwachsenen, wie ihn etwa die lustige Ede der Sonntagszeitung repräsentiert. Einige ziehen das Lächerliche und Gewöhnliche vor, andre würdigen nur die zartere Laune. Eine Vergleichung der Aufsätze ergibt, daß bei Kindern unter zehn Jahren der Sinn für Humor keine Differenzierung bei den Geschlechtern zeigt. Von diesem Jahre an macht sich aber der Einfluß des Erziehungssystems fühlbar. Es heißt gewöhnlich: „Eine Frau hat keinen Sinn für Humor“. Würde sie aber, meint ein erfahrener Beobachter, wie ihre Brüder erzogen, so würde sie den Sinn für Humor aus ihrer Kindheit bewahren. Junge Mädchen, deren körperliche Erziehung stärker betont wird, können den Humor ebenso würdigen wie die Männer. —

### Humoristisches.

— Ein Glück. Hausherr: „Dös is wirklich nimmer zum anshalten, wie sich die ober uns aufführen, dös ganz Dedn fällt no runter!“

Hausfrau: „Es is mir a Glück, daß mir die Wohnung unter eahna selber hob'n, a anständige Partei ziaget glei wieda aus!“ —

— Vornehm. Erster Tourist: „Hergott, wie ich transpiriere!“

Zweiter Tourist: „So, dös hannu S' aber erst, seit S' Obersekretär san. Früher hannu S' bloß g'schwitzt.“ — („Simplicissimus.“)

### Notizen.

— Von Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“ ist kürzlich bereits das 20. Tausend erschienen; das Stück ist in fast sämtlichen europäischen Sprachen überetzt. —

— Von Gorkis Drama „Die Kleinbürger“ wurden binnen weniger Monate mehr als 42 000 Exemplare abgesetzt. —

— Ein neues Verflüchtspiel von Robert Misch: „Krieg im Haus“ wird eine der nächsten Novitäten des Schauspielhauses sein. —

— Felix Dörmanns Sittenkomödie „Ledige Leute“ hatte auch im Münchener Schauspielhaus Erfolg. —

— „Der Fremdenführer“, eine neue Operette von Ziehrer, Text von Krem und Lindau, wurde bei der Erstaufführung im Theater an der Wien beifällig aufgenommen. —

— Vom Simplontunnel. Die Gesamtlänge des bisherigen Tunneldurchstichs ist auf 13 249 Meter (Nordseite 7888 Meter, Südseite 5361 Meter) angewachsen. —

— Volkszählung in China. Wie der „Ostasiatische Lloyd“ mitteilt, hat eine auf Veranlassung des kaiserlichen Schatzamtes in Peking stattgefundene genaue Volkszählung im ganzen Reichsgebiet nachstehende Ergebnisse gehabt: Flächeninhalt 11 081 000 Quadratkilometer, Bevölkerung 426 444 350. —

Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW